

Wissenschaft



Gerettet von der „Cap Anamur“: Vietnamesische Flüchtlinge im Jahr 1979

Foto Gerard Klajn

Als am vergangenen Wochenende gemeldet wurde, dass bei einem Schiffsunglück schätzungsweise siebenhundert Flüchtlinge vor der libyschen Küste ertrunken sind, ging es plötzlich schnell. Schon am Montag legte die Europäische Kommission einen Plan vor, der die Rettung Schiffbrüchiger erleichtern soll, aber auch die Einreise über das Mittelmeer erschweren. Am Donnerstag trafen sich dann die Regierungschefs in Brüssel auf einem Sondergipfel. Um zu verhindern, dass noch mehr Menschen auf See ums Leben kommen, beschlossen sie, die Mittel zur Seenotrettung aufzustocken, gegen die Schlepper vorzugehen und die Flüchtlinge besser auf die Mitgliedsländer der EU zu verteilen.

Angesichts der drastisch gewachsenen Flüchtlingszahlen wird dieser Beschluss nun von vielen als halbherzig kritisiert. Weil er nicht ausreicht, Europa gegen unerwünschte Migranten abzuschützen, sagen die einen; sie fordern unter anderem mehr militärische Präsenz vor der libyschen Küste. Weil er nicht ausreicht, um das Leben der Flüchtlinge zu schützen, sagen die anderen und fordern großzügigere Regelungen zur Einreise.

Rund 219 000 Flüchtlinge kamen im vergangenen Jahr über das Mittelmeer in die EU, mehr als dreimal so viel wie im Jahr zuvor. Wie viele unterwegs ertrunken sind, ist ungewiss. Dass diese Flüchtlingswelle von den Bürgerkriegen im Nahen Osten und in Nordafrika ausgelöst wurde, liegt auf der Hand.

Die Entwicklung erinnert an die Zeit Ende der siebziger Jahre nach dem Ende des Vietnamkriegs. Auch damals gingen dramatische Bilder von sogenannten Boatpeople um die Welt. Viele von ihnen verschlug es ebenfalls nach Europa. Kann man aus ihrem Schicksal vielleicht Lehren

Sie kamen, um zu bleiben

Vor vierzig Jahren endete der Vietnam-Krieg. Damals nahm Deutschland Tausende Boatpeople auf. Wie geht es ihnen heute? Und was können wir aus der Geschichte lernen? Von Joana Inês Marta und Tilman Spreckelsen

ziehen, wie man heute reagieren sollte?

Vietnam war damals schon seit Jahrzehnten geteilt, in einen kommunistischen Norden und den antikommunistischen Süden. Daraus entstand ein Krieg, in den die Sowjetunion, die Volksrepublik China und die Vereinigten Staaten eingriffen. Mit verheerenden Folgen: Nach unterschiedlichen Schätzungen gab es bis zu fünf Millionen Tote, darunter etwa viermal so viele Zivilisten wie Soldaten. Nach der Eroberung der südvietnamesischen Hauptstadt Saigon im April 1975 durch den Vietcong flüchteten 130 000 Menschen bereits zusammen mit den Amerikanern. 263 000 weitere emigrierten auf dem Landweg in die Volksrepublik China. Die meisten aber flüchteten, wie heute, über das Meer.

Für viele war das der einzige Ausweg. Die Südvietnamesen – und auch die als Minderheit im Land lebenden Chinesen – wollten vor allem nach Malaysia, Indonesien, Singapur oder Hongkong. Viele der hoffnungslos überfüllten Boote gerieten in Seenot und sanken. Piraten lauerten den Flüchtlingen auf, oft reichten die Lebensmittel und das Trinkwasser nicht entfernt für alle Passagiere. Erreichten die Schiffe das Land, wurden die Flüchtlinge dort meist unter entwürdigenden Bedingungen

kaserniert. Oder zurück auf See geschickt. Schätzungen zufolge gelang einer halben Million Menschen die Flucht in ein anderes Land, weitere 250 000 starben auf See oder in Internierungslagern.

Das Elend der Boatpeople erregte bald die Aufmerksamkeit der westlichen Medien. In der Bundesrepublik kam es dadurch zu einer Solidarisierungswelle in der Bevölkerung. Gefordert wurde, die Flüchtlinge nach Westdeutschland zu holen, ohne erst – wie im Asylrecht vorgesehen – das jeweilige Fluchtmotiv zu prüfen, um die Aufnahme von sogenannten Wirtschaftsflichtlingen auszuschließen. Besonders der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht engagierte sich in dieser Frage.

Im November 1978 beschloss die Bundesregierung, die Flüchtlinge aufzunehmen. Die ersten 163 Menschen trafen am 3. Dezember 1978 in Deutschland ein. Dass es in der Folge sehr viel mehr wurden, liegt nicht zuletzt an dem deutschen Journalisten Rupert Neudeck. Gemeinsam mit Prominenten wie Heinrich Böll gründete er den Verein „Ein Schiff für Vietnam“. Finanziert durch Spendengelder, wurde der Frachter „Cap Anamur“ zum Tagessatz von etwa 15 000 Mark gechartert und zum Hospitalschiff umgebaut. Neben

einer Großküche wurde die Cap Anamur auch mit Toiletten und Duschen, einem Operationssaal und einer Apotheke ausgestattet. Die erste Fahrt begann am 9. August 1979, der Verein führte die Aktion bis 1986 fort. Insgesamt wurden damit 10 375 Menschen aus Seenot gerettet.

Die Frage, was mit den Boatpeople geschehen solle, hatte weitreichende Folgen. Bereits 1980 verabschiedete der Bundestag das „Gesetz über Maßnahmen für im Rahmen humanitärer Hilfsaktionen aufgenommene Flüchtlinge“ und schuf damit die gesetzliche Grundlage dafür, Menschen aufgrund einer Krisensituation in ihrem Herkunftsland eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung erteilen zu können. Dabei wurde erstmals der Begriff des „humanitären Flüchtlings“ gebraucht. Die übliche Unterscheidung zwischen politisch verfolgten Migranten, die ein Recht auf Asyl haben, und Wirtschaftsflichtlingen, denen dieses Recht fehlt, fiel damit weg. Allerdings verhängte die Bundesregierung bereits 1982 wieder einen Aufnahmestopp, denn Bundesländer wie Bayern oder Nordrhein-Westfalen waren nicht mehr bereit, weitere Flüchtlinge aufzunehmen.

Wie sah die Integration der Boatpeople und ihrer später nach-

gezogenen Angehörigen in die deutsche Gesellschaft aus? Einer Studie zufolge, die der Erziehungswissenschaftler Olaf Beuchling knapp 25 Jahre nach der Ankunft der ersten Boatpeople durchgeführt hat, schnitten diese Migranten in den Schulen überdurchschnittlich gut ab – verglichen mit anderen Migrantengruppen, aber auch verglichen mit ihren deutschen Mitschülern. Das betraf nicht nur die Kinder, deren Eltern in Südvietnam zur intellektuellen Elite zählten, sondern auch solche aus bildungsfernen Schichten.

Dafür gab es mehrere Gründe: Ein Motiv für Migration ist traditionell der Wunsch, den eigenen Kindern bessere Chancen zu eröffnen als in der Heimat. Dass ein gesellschaftlicher Aufstieg über Bildung möglich ist, hatten die Schüler unter anderem am Beispiel von in Westdeutschland lebenden Vietnamesen beobachten können, denen dies als Ärzten, Ingenieuren oder Kaufleuten gelungen ist. Auffällig ist die rasche Integration der Migranten in deutsche Netzwerke. Bei ihrer Ankunft fanden sie oftmals einzelne Deutsche oder auch Gruppen und Vereine vor, die sich als Paten für die vietnamesischen Flüchtlinge zur Verfügung stellten. Gleichzeitig stellte Beuchling auch eine insgesamt hoch ausgeprägte Bereitschaft dieser Flüchtlinge fest, sich zu integrieren. Als hilfreich erwies sich der Umstand, dass sie in Deutschland in der Regel rasch dezentral untergebracht werden konnten, also nicht monatelang in einer Gemeinschaftsunterkunft auf ein Verfahren warten mussten, in dem über ihre Aufenthaltsgenehmigung entschieden wurde. Sie profitierten von Deutschkursen und der Unterstützung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. Und beide Seiten gingen davon aus, dass die Flüchtlinge in der Bundesrepublik bleiben würden.

Ganz anders war die Situation in Ostdeutschland. Anfang der

1980er Jahre kamen etwa 60 000 Vietnamesen als Vertragsarbeiter für die Textil-, Bau- und Metallindustrie in die vom Arbeitskräftemangel gebeutelten DDR. Die meisten von ihnen erhielten keine richtige Ausbildung und wurden nur als Lohnarbeiter eingesetzt. „Die Kontaktaufnahme mit der örtlichen Bevölkerung war durch die strengen Ausgangsregelungen in den Wohnheimen beschränkt, deren Bewohner gaben aber im Laufe der Zeit ihre Erfahrungen weiter und lernten das System besser kennen und Lücken nutzen“, schreibt Kristin Mundt im Nachwort zu dem Band „Die deutschen Vietnamesen“. Nach dem Fall der Mauer wurden ihre Verträge aufgelöst, das Aufenthaltsrecht erlosch. Ihnen blieb die Möglichkeit, Asyl zu beantragen.

Das Problem, Menschen in Not aufzunehmen und in die Gesellschaft zu integrieren, stellt sich heute wieder – nur ist ihre Anzahl jetzt eben ungleich größer. Dass die Flüchtlingsströme über das Mittelmeer enden, ist unwahrscheinlich, solange die Verhältnisse in den Herkunftsländern so wenig Hoffnung bieten wie jetzt. Selbst wer Migration grundsätzlich mit Sorge beobachtet und Europa am liebsten abschotten würde, wird die Flüchtlinge nicht aufhalten. Das zeigt die schwer bewachte Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, die trotz der Abschreckung immer wieder von Verzweifelten überwunden wird.

Das Beispiel der vietnamesischen Boatpeople lehrt vor allem eines: Wenn die Flüchtlinge kommen, dann hängt das künftige Zusammenleben mit ihnen entscheidend davon ab, wie wir sie empfangen.

Literatur: Olaf Beuchling, „Vom Bootsflüchtling zum Bundesbürger“. Verlag Waxmann, Münster 2003. - Nguyen Phuong Dan, Stefan Canham, „Die deutschen Vietnamesen“. Peperoni Books, Berlin 2011 - Julia Kleinschmidt, „Die Aufnahme der ersten ‚boat people‘ in die Bundesrepublik“. In: Deutschland Archiv Online, 2013.

Lenk Waffen im Erbgut

VON JÖRG ALBRECHT

Chinesische Forscher haben das getan, wovor ihre westlichen Kollegen seit Monaten warnen: Sie haben das Erbgut menschlicher Embryonen manipuliert. Konkret haben sie versucht, ein Gen auszutauschen, das an der Bildung des Blutfarbstoffs Hämoglobin beteiligt ist. Zur Rechtfertigung des Experiments führen sie an, sie hätten nur Embryonen verwendet, die ohnehin nicht überlebensfähig gewesen seien, weil sie einen dreifachen Chromosomensatz besaßen statt wie üblich einen zweifachen.

Wenn sie bloß auf Schlagzeilen erpicht gewesen sein sollten, dann ist das Experiment der Forscher von der Sun-Yatsen-Universität in Guangzhou ein voller Erfolg. Kommentatoren in aller Welt haben sich darauf gestürzt. Hauptkritikpunkt: Nur bei 28 von insgesamt 86 Embryonen habe der genetische Eingriff überhaupt funktioniert. Und das auch nicht so wie geplant: Es sei zu zahlreichen zusätzlichen Mutationen gekommen, die im Ernstfall schlimme Folgen haben würden. Es sei trotzdem gut, fügen manche hinzu, dass dieser Versuch unternommen wurde. Denn er beweise klipp und klar, dass man die Finger von der menschlichen Keimbahn lassen soll.

Dieser Befund steht auf ziemlich wackeligen Füßen. Zunächst einmal stimmt es nicht, dass die verwendeten „tripronuklearen Zygoten“, die bei künstlichen Befruchtungen häufiger auftreten, prinzipiell keine Überlebenschancen haben. Schon vor mehr als zehn Jahren wurde ein Fall beschrieben, bei dem es gelang, die überflüssigen Chromosomen zu entfernen, was zur Geburt eines gesunden Kindes führte.

Bei näherem Hinsehen scheint das Experiment der Chinesen aber auch nicht darauf angelegt gewesen zu sein, die Präzision der Erbgutschirurgie zu demonstrieren. Von jenem speziellen β -Thalassämie-Gen, das sie austauschen wollten, sind mehr als viertausend Mutationen bekannt. Wenn man da nur grob zielt, wie es die Chinesen in ihrer hastig publizierten Studie offenbar getan haben, schießt man schnell daneben. Oder trifft so ziemlich alles, was so ähnlich aussieht wie das angepeilte Objekt.

Doch dass die Lenk Waffen der Genchirurgen keine primitiven Steinschleudern sind, haben sie längst bewiesen. Es wäre keine große Überraschung, wenn demnächst ganz andere Resultate vorgelegt würden.

NACHRICHTEN

Bedröhte Bienen

Sie können sie zwar nicht schmecken, dennoch üben manche Pestizide offenbar eine fatale Anziehung auf Bienen und Hummeln aus. Das sind usgerechnet Substanzen, die unter Verdacht stehen, den Blütenbestäubern zu schaden: sogenannte Neonicotinoide. Forscher aus Newcastle und Dublin berichten in *Nature*, dass damit versetzte Zuckertlösungen bevorzugt angefliegen wurden. Neonicotinoide wirken bei Insekten ähnlich wie Nikotin im menschlichen Gehirn, sie scheinen süchtig danach zu werden.

Brüllende Delphine

Wer sich in einer lauten Umgebung verständigen will, muss lauter sprechen. Delphinen geht das genauso, haben amerikanische Forscher jetzt in einem Beitrag für das *Journal of Experimental Biology* festgestellt. Lärmende Schiffsmotoren nötigen die Tiere zu lauterem Rufen. Vor allem Jungtieren oder säugenden Weibchen könnte der erhöhte Energieverbrauch schaden.



CHANCE

Neue Medikamente und ein Impfstoff in Sicht:
Ein Bericht von der Malaria-Front, Seiten 56–57

IRRITUM

Fehlerhafte Haaranalysen: Wie zuverlässig sind die Methoden der Forensik? Seite 58

